

Marnelle Tokio

Nichts leichter als das

Aus dem Englischen von
Martina Tichy

CARLSEN

Samstag

15:17 Uhr

Wind 'n' Sea Beach, San Diego

Wolken schießen über den Himmel, knipsen die Sonne an und aus wie eine Glühbirne. Gelb. Grau. Gelb. Grau.

Türkiser Ozean. Die Silhouette eines Delfins, der sich von Wellen aus geschmolzenem Glas tragen lässt.

In Zacks Wagen sitzen, die Welt durch die Windschutzscheibe betrachten.

Bleib cool. Genieß den Ausblick.

Zack berührt meine Hand und lässt die Hunde los. Die Hormonhunde. Bloß dass die nicht heulen. Und nicht einfach nur in Raserei verfallen. Sie platzen aus Blutgefäßen. Brechen durch Venenwände. Prallen auf Knochen. Mein Körper ein Gefängnis, in dem ein Aufstand tobt. Mein Kopf der Wächter, der versucht den Aufruhr zu ignorieren und den Medien zu versichern, dass alles unter Kontrolle ist. Aber Zack ist ein erstklassiger Ermittler. Er lässt die Hände unter mein T-Shirt und über meinen Rücken gleiten. Findet den Beweis, nach dem er sucht.

»Ist dir kalt?«, sagt er. »Ich wärm dich auf.« Er zieht mich vom Beifahrersitz zu sich hin. Eine Hand unter meinem Arm, heiß wie ein Brandeisen auf meinen Rippen. Knapp drunter. Die andere Hand schiebt er unter meine schweißnassen Knie-

kehlen. Mit Fingern aus Eis. Dann hebt Zack mich hoch, als wäre ich schwerelos, und schon sitze ich seitwärts auf seinem Schoß. Von hier aus sieht man noch besser auf den schönen Ozean mit seinen Wellen, die sich kräuseln und auftürmen und über den Sand streichen.

Zacks Zunge und seine Worte dringen mir abwechselnd ins Ohr: »Du bist einfach perfekt. Weißt du das? Ich liebe dich. Weißt du das?«

Mir fällt keine Antwort ein. Ich will nichts sagen. Will nur gesagt bekommen. Mit mir machen lassen.

»Ich finde, wir sollten«, sagt er.

»Sollten was?«, flüstere ich.

Ein Surfer mit wüst verfilzten, zigarrendicken Dreadlocks geht vorbei, haut mit der Faust auf die Motorhaube und brüllt: »NEHMT EUCH GEFÄLLIGST EIN ZIMMER!«

Um ein Haar wäre ich senkrecht durch das Schiebedach geschossen. Der Surfer merkt, dass ich zu Tode erschrocken bin, und hebt sofort beschwichtigend die Hände, was zur Folge hat, dass er sein Brett auf den Kotflügel fallen lässt. Er hebt es auf und untersucht es auf Kratzer. Zack betrachtet ihn durch die Windschutzscheibe, als wäre der Typ nicht ganz dicht. Der Surfer sieht Zacks Blick und rubbelt über die Stelle, an der sein Brett das Auto getroffen hat. Dann grinst er uns breit an, reckt beide Daumen in die Luft, streift beim Umdrehen mit dem Brettende den Kühler und spurtet über den Strand davon in die Brandung.

Ich hätte gedacht, dass Zack sauer sein würde. Er liebt seine Karre – hat sie gerade erst neu lackieren lassen.

Zack lacht und sagt: »Ich glaube, der Herr Professor hat Recht. Wir sollten uns ein Zimmer nehmen.« Er kriegt mich zu fassen und küsst mich. Wild. Seine Zunge fährt über meine Zähne wie ein Stock, der an einem Zaun entlangrattert. Er tastet sich weiter vor, bis zu den Backenzähnen, lässt mich hochschießen, als hätte er eine Gabel in eine Füllung gerammt.

Der Wagen ist ein Gewächshaus, ganz aus Glas, durch das von allen Seiten Sonnenlicht dringt. Schweiß auf den Fenstern und auf meinem Nacken und in Zacks Augenwinkeln. Die Hitze bringt alles zum Sprießen, Finger und Zungen und Brustwarzen, und das, worauf ich sitze, giert danach, durch den Reißverschluss von Zacks Jeans ins Freie zu kommen.

Ich-liebe-dichs wandern an meinem Hals herunter.

»Du bist mein Engel, ich liebe dich hier«, sagt er und drückt drei Fingerspitzen in die Haut unter meinem Schulterblatt. »Du bist mein Delfin, ich liebe dich hier«, sein Handballen streicht über die Innenseite meines Oberschenkels. »Und ganz besonders liebe ich dich hier« – er legt die Hand auf meine linke Brust.

»Liebst du mein Herz oder meinen Busen?«

»Beides.«

Ich will seinen Brustkorb aufstemmen wie ein Chirurg und hineinsteigen, in die Wärme und das Chaos. »Sag schon.«

»Ich liebe dich, seit ich dich zum ersten Mal gesehen habe. Bei dem Footballmatch. Wo du das Bein in Gips hattest. Ich hab meinen Kumpel gefragt, wer du bist, und er hat gesagt, du wärst das Mädchen, das im Footballteam der Jungs mitspielt. Ich hab noch nie jemand hinter der Abgrenzung so viele

Touchdowns werfen sehen. Du sahst so unglücklich aus. Aber jetzt weiß ich Bescheid. Du gehörst eben nicht zu den Zuschauern, Marty. Du willst mitspielen. Spiel mit mir.«

Zack irrt sich. Ich gehöre zu den Zuschauern.

An jenem Abend hatte ich ihm zugeschaut. Wie alle anderen auch. Als er von der offenen Tribüne, auf der die Ehemaligen saßen, zur SnackBar ging, um sich etwas zu trinken zu holen, sah ich zu, wie die Cheerleader-Mädels mit ihm redeten und an ihren Haaren herumzupften. Ich sah, wie Alan, der Vorsitzende des Schulfestkomitees, Zack seine Cola reichte und dabei seine Hand berührte, und ich sah, wie er mit den Fingerspitzen über Zacks Handfläche strich, als er ihm das Wechselgeld gab. Wie Mädchen und Jungen darum rangelten, mit Zack gleichauf zu liegen, an vorderster Position. Aus dem Augenwinkel hatte ich gesehen, wie der schöne Zack zurückkam und hinter mir stehen blieb. Ich ignorierte ihn, während alle anderen um uns herum versuchten mit ihm ins Gespräch zu kommen. Als das Spiel aus war und sich noch mehr Leute um ihn scharten, wollte ich gehen; aber irgendwer stand auf meinem Gipsfuß. Ich kippte nach hinten und Zack fing mich auf, bevor ich ganz zu Boden ging. Er hob mich hoch.

»Bist du verletzt?«, fragte er. Er sah erschrocken aus.

Mir tat die Brust weh, aber ich sagte: »Alles in Ordnung.«

»Soll ich dich nach Hause bringen?« Er lächelte. Perfekte Zähne.

»Wie willst du das anstellen – so?«

»Ich könnte dich schon tragen, aber dann müsste ich später noch mal herkommen und meinen Wagen holen. Wieso also nicht alles elegant in einem erledigen?«

»Okay.«

Ich sah zu, wie die Menge sich nach links und rechts zur Seite drückte. Sah hasserfüllte Laserstrahlen aus den Augen der Cheerleader-Mädels schießen und in Alans Augen etwas schimmern, das nach Tränen aussah. Ich warf ihnen eine Kusshand zu. Diese Puschel-Zicken, die mir absichtlich nicht zujubelten, egal wie gut ich auf dem Feld war. Sie mochten es nicht, dass ich mit ihren Jungs spielte, auch wenn sie glaubten, ich wäre vom anderen Ufer. Mit Alan hatte ich etwas gemeinsam – ich wollte von Zack auf Händen getragen werden. Ich schaute mir von oben zu. Wie in einem Traum. Und konnte nicht glauben, was ich sah. Mich in den Armen eines Typen, der mich vom Footballplatz trug.

»Erinnerst du dich noch an den Abend, an dem du mich zu deinem Auto getragen hast?«, fragte ich.

»Ja. Du warst meine hilflose Maid und ich dein strahlender Ritter.«

»Den letzten Typen, der versucht hat mich zu retten, habe ich gebissen. Bei einem Match ist ein Spieler von der anderen Mannschaft auf meiner Kniekehle herumgestampft und hat mit seinen Stollen Hackfleisch daraus gemacht, weil er es nicht gut fand, dass ein Mädchen gerade seinen Quarterback zu Fall gebracht hatte. Mein Trainer ist aufs Feld gerannt und hat mich aufgehoben. Nicht am Arm hochgezogen, wie er

es bei den Jungs macht. Er nahm mich auf die Arme und marschierte los. Alle sahen zu und beglückwünschten sich, wie Recht sie doch gehabt hatten. MÄDCHEN SOLLTEN NICHT FOOTBALL SPIELEN. Die andere Mannschaft hieb dem Typen, der mich außer Gefecht gesetzt hatte, auf die Schulter. Sein Trainer gab ihm sogar einen Klaps auf den Hintern. Ich sagte zu meinem Trainer, er solle mich runterlassen. Er hörte nicht auf mich, also schlug ich ihm die Zähne in den Arm. Da ließ er mich fallen und ich humpelte allein vom Platz.«

Zack schaut aus dem Fahrerfenster. »Ich weiß. Ich war bei dem Spiel dabei. Aber da wusste ich noch nicht, dass das du warst. Hätte nie gedacht, dass ich mal eine Freundin haben würde, die als Verteidiger spielt.« Er dreht sich zurück zu mir und verengt die Augen zu Schlitzen. »Gut, dass wir damals noch nicht zusammen waren. Ich hätte den Typen umgebracht. Ich würde jeden umbringen, der dir wehtut.«

»Echt?«

»Mit bloßen Händen. So sehr liebe ich dich.«

»Erinnerst du dich noch an die Spielerfeier? Die, bei der wir davorstanden und nicht reingegangen sind? Du hast mich gefragt, wann ich zu Hause sein müsste, und ich habe gesagt, vor ungefähr zwei Stunden. Da meintest du, dass du mich dann wohl besser schnell nach Hause bringen solltest, damit meine Mom nicht gleich stinksauer auf meinen neuen Freund wird.«

»Ich erinnere mich.«

»Tja, das war der Augenblick, in dem ich mich in dich verliebt habe.«

»Marty, wir sind jetzt schon seit neun Monaten zusammen. Und ich hab dich noch so gut wie gar nicht angefasst. O Mann, dabei denke ich die ganze Zeit an dich.«

»Tut mir leid.« Tut es wirklich. Außerdem beeindruckt es mich. Zack bräuchte nur irgendwo vorzufahren und die Beifahrertür aufzumachen. Jede Menge warme, willige Körper würden mit Freuden bei ihm einsteigen.

»Es soll dir nicht leidtun. Du sollst froh sein, weil du auf mich gewartet hast. Auf uns. Niemand wird dich je so lieben wie ich. Komm, lieb mich, Marty.« Sanft schließt er mit den Fingerspitzen meine Lider. Nimmt mein Gesicht in beide Hände, schlingt die Finger um meinen Nacken und in mein Haar. Streift meine Lippen mit seinen und seufzt.

»Nicht.« Ich habe nicht »Aufhören« gesagt. Ich kenne die Regeln. Weiß, dass ich dem Spiel hier Tür und Tor öffne, wenn ich nicht die Beine fest geschlossen und die Wörter »Nicht« und »Aufhören« hübsch auseinanderhalte.

»Ich weiß, dass du noch Jungfrau bist. Ich werde dir nicht wehtun, das verspreche ich.«

»Wirst du nicht, das weiß ich. Und ich will so sehr mit dir schlafen, das kannst du dir gar nicht vorstellen. Aber ... ich bin keine Jungfrau mehr.«

»Was?«

Und habe es keinem je erzählt. Aber jetzt konnte ich es – konnte meinem besten Freund mein schlimmstes Geheimnis verraten. Hatte mir etwas für ihn aufgespart. Für den, den ich liebte.

Ich öffne die Augen. Sehe in seine. Mörderaugen.

- »Er hat mir nicht wehgetan«, sage ich.
»Glaubst du, das interessiert mich?«
»Was?«
»Du hast mich angelogen. Die ganze Zeit.«
»Ich hab dich nie angelogen.«
»Von wegen, dass du noch Jungfrau bist?«
»Das habe ich nie gesagt.«

Zack schubst mich auf den Beifahrersitz. Hässliche Schmatzgeräusche, als wir uns voneinander lösen. Er spuckt SCH-Wörter in den Raum zwischen uns:

- »Mieses, SCHweinisches Luder.
SCHlampe.
SCHnepfe.
SCHeißflittchen.«

Die Wörter kenne ich alle. Ich hasse SCH-Wörter. Sie stehen für SCHmach und SCHande. Für das, was Jesus erleiden musste, der SCHmerzensmann. Ich schaue aufs Meer, aber auch das schießt jetzt auf mich los. Schnarrt. Zeigt mir seine weißen Zähne. Schürzt verächtlich die Lippen, bevor es sich im Sand verbeißt.

Zack steigt aus. Sieht sich die Vorderfront des Wagens an. Flucht. Winkt dem Surfer und zeigt ihm den Stinkefinger. Steigt wieder ein und fährt mich nach Hause.

Zum Abschied lässt Zack noch ein paar SCH-Wörter vom Stapel:

- »SCHwirr ab, Miss SCHwabbelsCHenkel!«

Ich sehe zu, wie Zack sich von mir entfernt. Mit hundertachtzig Sachen.

Die Haustür ist unverschlossen. Einen Spalt offen.

Vielleicht ... vielleicht ... vielleicht auch nicht.

Mom liegt in ihrer Gosse aus verknautschtem Samt. Die Kissen sind voller verkrusteter Flecken von verschüttetem Whisky und Cola. Auf den Armlehnen haben zu viele vergessene, feuchte Bierdosen olympische Ringe hinterlassen. Samt ist empfindlich.

Ich gehe in mein Zimmer. Es sieht chaotisch aus. Sie ist hier drin gewesen und hat wie wild nach irgendwas gesucht.

Ich gehe in die Küche und schnappe mir so viele Schnapsflaschen, wie ich tragen kann. Zwei in der einen, drei in der anderen Hand, und eine links und rechts unterm Arm. Ich gehe zurück ins Wohnzimmer.

»Wach auf, Mom.« Ich presse jedes einzelne Wort wie zähes Fleisch durch meine Stimmbänder. Nichts. »WACH AUF!« Sie macht einen Versuch, die Augen zu öffnen, aber Smirnoff, der Sandmann, zieht sie wieder zu. Ich stelle die Flaschen behutsam ab, als wären sie Handgranaten. Hieve Mom zum Sitzen hoch. Sie sackt wieder in sich zusammen, schafft es aber immerhin, sich im zweiten Anlauf auf einen Ellbogen zu stützen.

»Siehst du die Flasche da, Mom?«, sage ich und schnappe mir eine vom Tisch.

Sie guckt hin, schafft aber die Scharfeinstellung nicht. Räuspert sich. »Wo ist denn dein Adonis? Draußen? Bitte ihn doch herein, er soll mir beim Trinken ... er soll ein Gläschen mit mir trinken.«

»Siehst du sie? Das bist du.« Ich schüttle die Flasche und lasse sie fallen. Sie geht nicht zu Bruch, hopst nur über den

Boden. Mom lächelt. »Findest du das komisch? Okay, wie ist es damit?« Ich greife mir die Flasche und hauge sie auf dem Fernseher kaputt. Das weckt Moms Aufmerksamkeit. Als Nächstes lasse ich den Tequila Marke Air Mexicana im Direktflug in den Kamin segeln. *Stürz ab und geh in Flammen auf, du Drecksding.* Sie versucht etwas zu sagen. Mir doch egal. Das hier ist keine Konversation, sondern eine Demonstration. Aber es reicht nicht. Ich will die ganze Welt in Stücke schlagen.

Ich gehe in mein Zimmer und setze mich aufs Bett. Erschöpft. Betäubt. Die Tür knarzt und Mom kommt herein. Kniet sich vor mich hin. Lässt den Kopf sinken und fängt an zu weinen. Sie sieht fix und fertig aus.

»Es tut mir leid, Marty. Es tut mir so unendlich leid. Du bist das Beste, was mir je passiert ist. Du bist das einzig Gute in meinem Leben. Und ich kriege es ums Verrecken nicht geregelt. Es tut mir leid.« Sie weint so fürchterlich, dass sie kaum ein Wort herausbringt.

Ich sollte sie in den Arm nehmen. Irgendwas tun. Aber ich kann es nicht. Kann nicht mehr unterscheiden zwischen Liebe und Hass. Vielleicht, denke ich, reichen sie beide so tief, dass sie sich irgendwo im Dunkeln verlieren.

»Ich rufe Dad an. Ich werde zu ihm ziehen. Es ist mir egal, wie's mit dir weitergeht. Von mir aus kannst du dich zu Tode saufen, ich seh mir das jedenfalls nicht länger mit an.«

Mom verstummt und verschwindet aus meinem Zimmer. Ich rufe die Auskunft an.

»Es gibt drei Einträge für Martin Schwarz in New York – wie lautet bitte die genaue Anschrift?«

»Können Sie mir alle Nummern durchgeben?«

Die Dame von der Auskunft klinkt sich aus, statt ihrer beantwortet eine blecherne Stimme vom Band meine Frage.

Erste Nummer. Fehlschlag Nummer eins. Zweite Nummer. Fehlschlag Nummer zwei. Dritte Nummer. *Bitte ...*

»Hallo?«

»Dad?«

»Marty?«

»Ja ... äh ... ich ...«

»Ist was passiert?«

»Schon, irgendwie.«

»Alles in Ordnung mit dir?«

»Nicht so richtig ... Ich will ... ich bräuchte ... könnte ich vielleicht ab jetzt bei dir wohnen?«

Schweigen.

»Hast du dich gerade mit deiner Mutter gestritten?«

»Sie trinkt. Und zwar viel.«

»Na, so schlimm kann es ja wohl nicht sein, sonst hättest du doch schon früher was davon gesagt. Denk nicht, dass du mich da mit reinziehen kannst, wenn ihr Streit habt. Hör mal, ich habe einen wichtigen Kunden hier. Ich muss jetzt Schluss machen.«

Freizeichen.

Mom kommt wieder in mein Zimmer. Hält mich im Arm und lässt mich weinen.

»Ich bin froh, dass du bleibst. Auch wenn es nicht deine Entscheidung ist. Ich werde trocken, Marty. Ich versprech's

dir.« Ihre Worte triefen vor Schuldbewusstsein. Aber es ist das letzte Mal, dass sie nach Gin riechen.

Das war der Tag, an dem Dad Nein sagte. An dem Mom mit dem Trinken aufhörte. Und ich mit dem Essen.

ZWEI JAHRE SPÄTER ...

1. Tag

13. Juni

7:50 Uhr

Erster Morgen

Beim Aufwachen bin ich ganz allein in meinem »Ferienquartier«. Es ist mir egal, wo die anderen Mädels sind – ich kenne sie nicht und habe nicht vor, lange genug zu bleiben, um sie kennenzulernen.

Wann immer ich in der vergangenen Nacht die Augen schloss, piepste, zischte oder quietschte es irgendwo, wurde irgendwo irgendwas durchgesagt oder zugeknallt. Der typische Geräuschkanon des Krankenhauses hinderte mich am Einschlafen und das Licht vom Flur blendete mich.

Ich schlüpfte wieder unter die fünf Decken, die ich aus dem Vorratsschrank stibitzt habe. Vielleicht sollte ich das Bett in Brand setzen, damit es hier drin wärmer wird. Dann könnten die anderen »Camperinnen« über dem Feuer Marshmallows rösten (aber auf keinen Fall essen) und mir wäre endlich warm.

»Aufstehen, Marty. Frühstück in fünf Minuten.« Die Stimme kommt aus dem Kopfteil meines Betts. Der Mund dazu sitzt irgendwo um die Ecke hinter einem Schreibtisch.

»STECKT EUCH EUER FRÜHSTÜCK SONST WOHIN, UND DAS TABLETT GLEICH DAZU!«, brülle ich durch die zahlreichen Schichten.

»Nette Einstellung, Marty. Bring sie doch am besten mit zum Frühstück – den Gang entlang bis zum Essraum, letzte Tür links. Noch drei Minuten.« Der Mund hat also auch Ohren.

Ich klettere aus meinem sprechenden (und hörenden) Bett und bedecke mich mit sechs Krankenhaushemden. Abwechselnd vorne und hinten geschlossen. In solchen Kliniken gibt's immer welche, die nach blanken Hintern Ausschau halten, denen will ich nicht den kleinsten Einblick gewähren. Die Flügelhemdchen tragen alle denselben Stempel: EIGENTUM VON SILVER LAKE. Wahrscheinlich wird das Personal mich irgendwann auch stempeln, wenn ich gerade schlafe.

»Geh zurück in dein Zimmer und zieh dir was Ordentliches an.« Der Mund hat ein Gesicht und eine Brustpartie, auf die der Name SCHWESTER BROWN geheftet ist.

Ich sehe mich um und checke die Kleiderordnung. Mehr als die Hälfte der Mädels im Frühstücksraum würde locker als Models durchgehen. Die neueste Haute Couture besteht hier ausschließlich aus schlabbrigen Trainingsanzügen. Farbe egal, Hauptsache schwarz.

»Sie wollten, dass ich zum Frühstück komme, und ich bin gekommen. Jetzt wollen Sie, dass ich mir was anderes anziehe. Ich bin nicht nackt, und ich bin nicht hier, um die neuesten Trends vorzuführen, also was ist das Problem?«

»Kein Problem, aber die Sache ist die, dass normale Menschen zum Frühstück ordentlich angezogen kommen.«

»Wenn ich *normal* wäre, dann wäre ich nicht hier. Hier in Camp Friss-dich-voll, in Haus Spucks-nicht-wieder-aus, in einem Institut namens Silver Lake. Wie ich höre, gibt es hier auf derselben Etage noch eine private Kureinrichtung für Durchgeknallte und einen Club Med ohne Drinks für Alkoholiker. Klingt das für Sie vielleicht *normal*?«

Schwester Brown wird flammend rot. »Du kannst dich nach dem Frühstück umziehen«, sagt sie, »aber ab dann sind die Krankenhaushemden nur noch beim Wiegen zu tragen.«

Ich wende mich ab, bevor es zu brenzlich wird, und begutachte die Räumlichkeiten für die Nahrungsaufnahme. An die Wände sind mit Reißzwecken Poster geheftet, bei denen es um Essen geht. Menschen mit perfekten Zähnen lächeln perfekte Äpfel an. Schwarz gedrucktes Gefasel zu Nährwertangaben. Auf keinem einzigen dieser Kunstwerke findet sich eine Kalorientabelle. Wozu auch. Alle hier wissen, wie viele Kalorien ein Mundvoll Spucke hat. Die Fensterfront an der einen Wand bietet Ausblick auf eine Außenwelt, die in kleine Rauten unterteilt ist. Ich weiß, dass die Metalldrähte im Glas der Sicherheit dienen. Fragt sich nur, wen sie damit schützen wollen – *mich oder die Fenster*? Der Tisch in der Mitte ist ein Standardmodell aus Metall und Plastik mit einer Oberfläche aus Holzimitat, die niemals Politur brauchen wird.

Es scheint eine Art Sitzordnung zu geben. Mannschaft A – Anorektiker – links, Mannschaft B – Bulimiker – rechts. Zwei Parteien, die hübsch unter sich bleiben sollen. Auf der einen

Seite die mit zu viel Essen auf dem Teller. Auf der anderen die mit zu wenig. Ich setze mich ans Kopfende. Wenn sie Bescheid wüssten, könnten mich beide Mannschaften rekrutieren.

»Marty. Gegenüber in der Schwesternstation kannst du dir dein Frühstückstablett holen«, sagt Schwester Brown. Das hätte sie mir auch früher mitteilen können, als ich noch nicht am Platz war.

»Einem, der zur Hölle geht, braucht man nicht zu sagen, wie er dahin kommt.« *Schach.*

Über die acht Gesichter am Tisch wandert ein Lächeln wie eine La-Ola-Welle durch eine jubelnde Zuschauermenge.

»Jetzt esst, Mädels«, sagt Schwester Brown. Das Lächeln erstickt.

Schwester Brown setzt sich an das andere Tischende. Legt die Fingerspitzen zu einem Kirchendach zusammen. Und lässt ihren Glauben im nächsten Moment unterm Tisch verschwinden. Ich soll nicht sehen, dass die Wut ihre Fingerknöchel weiß werden lässt. Sie starrt mich über das Meer von Essen hinweg an.

»Was passiert, wenn ich mir kein Tablett hole?«

»Wir empfehlen dir sehr, norm... feste Nahrung zu dir zu nehmen.«

»Und wenn ich lieber ungefestigt bleibe?«

»Du kannst deine tägliche Kalorienration auch in flüssiger Form konsumieren.«

»Und wie lautet die magische Zahl für den Tag?«

»Fünftausend Kalorien.«

»SPINNT IHR! Nie im Leben esse oder trinke ich FÜNF-TAUSEND von irgendwas!«

Schwester Brown macht große Augen.

»Dann müssen wir den Tubus einsetzen.«

Ich weiß, wie das funktioniert. Ich habe es einmal bei einem Pferd miterlebt, das nicht fressen wollte. Der Tierarzt hat ihm einen Schlauch in die Nase gerammt und durch die Kehle bis zum Magen hinuntergeschoben. Dann hat irgendwer anders von oben literweise Brei durch einen Trichter rinnen lassen. Und ich sah zu, wie der Bauch des Tiers sich langsam füllte und blähte. An dem Schlauch war Blut, als sie ihn wieder rauszogen. Dem Pferd gefiel die Prozedur nicht. Sie haben es ruhiggestellt.

»Was heißt hier ›wir‹? Was sind das für Typen, die glauben, sie könnten das mit mir machen?« Meine Hände fangen an zu zittern, aber ich lasse sie auf dem Tisch liegen und meinen Blick weiter auf Schwester Brown ruhen. Sie kehrt zu ihrem Urzustand zurück. Stumm und geduldig.

»WAS HEISST HIER WIR?«

Die Mädels schieben ihre Stühle nach hinten und schlucken schwer. Eine reibt sich an der Nase.

»Wenn du es genau wissen willst, heißt es nicht ›wir‹, sondern ›wer‹. Und das bin ich.« Schwester Brown lächelt und lässt dabei perfekte Zähne sehen. *Schachmatt.*

Mist.



Marnelle Tokio
Nichts leichter als das
 287 Seiten
 ab 13 Jahren
 13,3 x 19,8 cm, Klappenbroschur
 ISBN 978-3-551-35668-0
 € 9,95 [D] / € 10,30 [A] / sFr 18,90